

Kommentar

Bettina M. Bock* u. Ulla Fix*

Im Spannungsfeld zwischen Forschung und Praxis – Überlegungen zum „Leichte Sprache“-Band von Ursula Bredel und Christiane Maaß

Caught in between Research and Practice – Thoughts on the Volume on “Leichte Sprache” [German Plain Language] by Ursula Bredel und Christiane Maaß

Ursula Bredel, Christiane Maaß: Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen. Orientierung für die Praxis. Dudenverlag. Bibliographisches Institut GmbH. Berlin. 2016. ISBN 978-3-411-91178-3

Ursula Bredel, Christiane Maaß: Leichte Sprache [German Plain Language]. Theoretical Foundation. Practical Guidance. Dudenverlag. Bibliographisches Institut GmbH. Berlin. 2016.

DOI 10.1515/zgl-2017-0005

***Kontaktpersonen:** Dr. Bettina M. Bock: Universität Leipzig, Institut für Germanistik, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: bettina.bock@uni-leipzig.de
Prof. em. Dr. Ulla Fix: Universität Leipzig, Institut für Germanistik, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: u.fix@t-online.de

1 Zum Charakter des Buches

Wenn im „Duden-Verlag“ ein umfänglicher Band zum Thema „Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen. Orientierung für die Praxis“ erscheint, weckt das die Erwartung eines Handbuchs, das gesichertes Wissen auf aktuellstem Stand bietet, wie wir es von der Reihe des Bibliographischen Instituts „Der Duden in zwölf Bänden“ mit seinen Spezial- und Fachwörterbüchern und der Duden-Grammatik kennen und schätzen. Nun ist im Fall des vorliegenden Duden-Bandes die Situation aber anders. Beim Thema „Leichte Sprache“ kann, so wünschenswert es auch wäre, zum jetzigen Zeitpunkt noch kaum mit großen Wissensbeständen gerechnet werden, die speziell für diesen Gegenstand erarbeitet worden wären und als gesichert gelten könnten. Die Impulse zur Beschäftigung mit dem Gegenstand „Leichte Sprache“ kamen ja zunächst vor allem aus der Praxis, die wissenschaftliche Erkenntnisse zum Thema nicht im Blick hatte. Diese Situation war den Autorinnen Ursula Bredel und Christiane Maaß natürlich bewusst. Angesichts des reichen linguistischen, kognitionslinguistischen und verstehenspsychologischen, fachsprachenlinguistischen und übersetzungswissenschaftlichen Wissens jedoch, das, wenn auch nicht gezielt für diesen Gegenstand erarbeitet, doch mit großem Gewinn auf „Leichte Sprache“ übertragen werden könnte, und angesichts der dringenden Erfordernis, die Praxis theoretisch zu fundieren, haben sie sich „sehenden Auges“ auf das mutige Unternehmen eingelassen, trotz aller absehbaren Schwierigkeiten einen Überblick über diese Wissensvorräte zu geben. Sie zeigen überzeugend, dass und wie das dargestellte Wissen die Beschäftigung mit „Leichter Sprache“ stützen, wie es anregen, in die richtigen Bahnen lenken kann und wie es manchmal auch korrigierend wirken kann. Das heißt, wir haben eine neue Art von Duden-Band vor uns: Unter einer neuen Fragestellung bekommen wir einen reflektierten, kommentierten und exemplifizierten interdisziplinären Überblick über eine Vielzahl und Vielfalt von Forschungsergebnissen geliefert, die zwar in anderen Zusammenhängen erarbeitet, aber doch für die Arbeit mit „Leichter Sprache“ geradezu prädestiniert sind. Dieses Konzept könnte musterhaft wirken und in der faktischen Unüberschaubarkeit der heutigen Forschungslandschaft ein neues Format von anspruchsvollen Überblicksdarstellungen auch für andere Arbeitsgebiete anregen. Ein solches Vorgehen erfordert allerdings mehr Mut als die Darbietung von gesichertem Wissen. Dem haben sich die Autorinnen gestellt. Im konkreten Fall besteht der Mut darin, dass sich das ganze Vorhaben in einem starken Spannungsfeld bewegen muss: Auf der einen Seite gibt es bereits ein weitgehend etabliertes Praxiskonzept „Leichte Sprache“ und auf der anderen Seite existiert eine im Entstehen begriffene Forschungslandschaft zu dem Gegenstand, der in der Praxis als „Leichte Sprache“ bezeichnet wird. Beide müssen erst voneinander Kenntnis

nehmen und auf einander zugehen. Dafür bietet das Buch von der Seite der Wissenschaft her einen eindrucksvollen Ansatz. Will man vorwegnehmend ein Fazit für den geglückten Versuch des Spagats zwischen einer relativ gefestigten und selbstbewussten, sich wenig in Frage stellenden Praxis und einer sich erst entwickelnden, auf einer Fülle von Erkenntnissen basierenden, ihr Vorgehen stark reflektierenden interdisziplinären Gemeinschaft von Forschern zu „Leichter Sprache“ ziehen, so lautet es: Es ist gut, dass es dieses Buch gibt. Es leistet wichtige Grundlagenarbeit und es bietet zudem der Praxis eine erste, sehr differenziert ausfallende theoretische Einführung und eine umfassende Informationsquelle über das für die Arbeit mit „Leichter Sprache“ zur Verfügung stehende Wissen. Das Buch zeigt Möglichkeiten der Anwendung des einschlägigen interdisziplinären Wissens auf den Gegenstand, macht auf Forschungsdesiderate aufmerksam und weist auf weitere Forschungsfelder hin. Ebenso werden dem Leser die praktischen Herausforderungen vor Augen geführt. Dass eine umfassende Erforschung der Wirksamkeit von „Leichter Sprache“ und ihrer Prinzipien für die Zielgruppen nach wie vor aussteht, und dass damit relativ ungesichertes Wissen in einem (vorläufig gültigen) Nachschlagewerk vorgestellt wird, ist die Spezifik des Bandes, die es schwer macht, diesen in seinem Status zu verorten. Die Verfasserinnen sind sich dessen bewusst und machen das in der Einleitung deutlich. Die Frage ist, wie in den weiteren Kapiteln mit diesem Problem umgegangen wird, wie Empfehlungen formuliert werden und welche Konsequenzen die gewählte Perspektivierung hat. Darauf soll im Folgenden geschaut werden.

2 „Leichte Sprache“-Praxis als Ausgangspunkt der Darstellung im Band

Bei einem Überblick über Möglichkeiten und Grenzen der Hervorbringung „Leichter Sprache“ handelt es sich um ein neues, offenes und daher vielfach ungeklärtes Feld, bei dessen Bearbeitung in der Praxis nicht zuletzt theoretische Normvorstellung und realisierte Norm in den Texten sehr weit auseinander liegen und bei dem die wissenschaftliche Konzeptbildung im Forschungsfeld noch nicht sehr weit fortgeschritten ist. Wo verorten sich nun die Autorinnen in dieser schwierigen Konstellation? Welches Wissen haben sie ausgewählt und in welcher Weise dargestellt? Die Antworten auf diese Fragen finden sich sowohl in dem von den Autorinnen als „Großkapitel“ bezeichneten Kapitel I: „Leichte Sprache. Konzept und Funktion“ als auch in Kapitel II „Struktur Leichter Sprache“. Auf beide gehen wir nun ein.

Tatsächlich ist bereits mit der (auch in der sonstigen wissenschaftlichen Erörterung zunehmend üblichen) Übernahme des Begriffs ‚Leichte Sprache‘ eine

gewisse Setzung verbunden, die sich im gesamten Buch wiederfindet: Der Band geht insgesamt affirmativ mit bereits üblichen Praxis-Prinzipien um, wenngleich er eine kritische Einordnung von einzelnen Prinzipien und Annahmen gleichzeitig nicht unterlässt. So zeigen die Verfasserinnen am Beispiel der Metaphern (S. 14), wie notwendig eine differenzierte Betrachtung und auch ein Überschreiten der vorgegebenen Regeln sein kann (s. u.). Zum Ausgangspunkt der Überlegungen machen Bredel und Maaß durchgehend Regelkataloge aus der Praxis mit den dort postulierten Prinzipien der Texterstellung. Eine „wissenschaftlich fundierte Analyse der bestehenden Regelwerke“ (S. 14) sei nötig. Daher sollen sie „in ihrer Leistung und in ihren Grenzen“ dargestellt werden. Zunächst wird, so das Verfahren, die Gültigkeit der bestehenden Praxis-Regelwerke angenommen und anschließend wird geprüft, welche Konsequenzen sie für „Leichte Sprache“ haben „und inwiefern sie gegebenenfalls zu modifizieren sind“ (S. 14). Folgerichtig stellen die Autorinnen die Regeln des Netzwerks Leichte Sprache, die Empfehlungen von Inclusion Europe und die recht allgemein gehaltenen Hinweise in der BITV 2.0 vergleichend gegenüber, konstatieren Übereinstimmungen und Abweichungen und kommentieren die Regelkataloge kritisch (Kap. 3). Dabei wird von den Regelwerken immer wieder gesprochen, als seien sie Gesetze, denen man auch aus der Forschungsperspektive unbedingt zu folgen habe. Zum Beispiel: Etwas ist von den Regeln „nicht lizenziert“ (S. 15), „Leichte Sprache“ „muss ohne diese Kategorien auskommen“ (S. 15), etwas ist „in Leichter Sprache verboten“ (S. 15). Hier stellen sich Fragen: Ist dieses Vorgehen nötig? Welche Verbindlichkeit haben diese Regeln? Ist es richtig, sie als gegeben und daher unumstößlich zu setzen? So nützlich der Vergleich ist, den die Autorinnen sich zum Prinzip machen, so strittig ist aus unserer Sicht die Haltung, die Regeln als unhintergehbare Setzungen anzunehmen. Indem die Autorinnen in ihren Formulierungen davon immer ausgehen, scheinen sie – ohne das zu wollen? – die Unumstößlichkeit der eigentlich teilweise eher kritisch zu betrachtenden Regeln geradezu zu bestätigen.

3 Struktur „Leichter Sprache“

Das Großkapitel II des Buches, das mit „Struktur Leichter Sprache“ überschrieben ist, setzt sich mit allen sprachlichen Ebenen (Morphologie, Syntax, Lexik, Semantik, Text) auseinander, geht auf Typografie und Bilder (Kap. 7–12) ein, stellt generelle „Strukturprinzipien Leichter Sprache“ (Kap. 13) zusammen und liefert einen Vorschlag zum Ausbau (in dieser Richtung) von „Leichter“ zu „Einfacher Sprache“ (Kap. 14). Den Stellenwert ihrer Beschreibungen relativieren die Autorinnen in der Einleitung ausdrücklich, indem sie feststellen, dass ihre Ausführun-

gen „selbst nicht den Status von Regeln [haben]“ (S. 16). An anderer Stelle geben Bredel und Maaß in ähnlicher Weise an, dass ihre Ausführungen „zwar nicht den Status von Übersetzungsregeln [haben], aber sie können, solange sie nicht empirisch widerlegt sind, in der konkreten Übersetzungspraxis zur Konsultation genutzt werden“ und in diesem Sinne könne das Buch durchaus als „Nachschlagewerk für Übersetzer(innen)“ verstanden werden (S. 17), was dem Untertitel des Bandes („Theoretische Grundlagen. Orientierung für die Praxis“) ganz entspricht. „Die meisten Regeln haben [...] zumindest einen ‚wahren Kern‘, d. h. eine gewisse Grundplausibilität und Relevanz“, es mangle ihnen aber an Präzision, zudem seien sie häufig übergeneralisierend, stellen Bredel und Maaß einleitend fest (S. 19). Die Darstellung folgt den Prinzipien: Einnahme einer „kontrastiv-linguistischen Perspektive“ (S. 15), Betrachtung des Systems der „Leichten Sprache“ vor der „Folie der deutschen Standardsprache“ (S. 15) mit einem naturgemäß selektiven und vergleichenden Blick unter den Fragestellungen: „was diejenigen sprachlichen Mittel, die durch die Leichte Sprache beschnitten werden, in der Standardsprache leisten“ (S.15) und „welche kompensatorischen Mittel zur Verfügung [stehen], wenn Leichte Sprache ohne diese Mittel auskommen muss“ (S.15). Vor diesem Hintergrund gehen die Autorinnen an die umfassende Beschreibung der „Struktur Leichter Sprache“ (Großkapitel II) heran, wobei die Zielstellungen der Einzelkapitel jeweils so formuliert sind, dass ein bereits bestehendes Leichte-Sprache-Regelsystem geprüft, modifiziert, differenziert oder in seinen Auswirkungen beschrieben wird: Die „in Leichter Sprache zur Verfügung stehenden Zeichen“ (Kap. 7) werden unter dem Blickwinkel von Perzipierbarkeit und Komplexitätsreduktion untersucht (S. 20). In Kap. 8 werden „Auswirkungen, die sich aus der Anwendung der Leichte-Sprache-Regeln auf die Flexions- und Wortbildungsmorphologie ergeben“ (S. 20f.), benannt, wobei „Leichte Sprache“ als Zwei-Tempus-System, Ein-Modus-System, Ein-Genus-Verbi-System beschrieben wird und der Mediopunkt als Trennzeichen für bestimmte Komposita eingeführt wird. In Kap. 9 (Lexik) befasst sich das Buch mit der Frage, wie die Forderung der Regelwerke nach „einfachen“ und „leicht verständlichen Wörtern“ linguistisch präzisiert werden kann, wie mit Worterklärungen sowie Eigennamen, Fremd- und Fachwörtern sowie mit Funktionswörtern umzugehen ist. Kap. 10 (Syntax) „zeigt die Auswirkungen auf, die sich aus dem Subordinations- und Koordinationsverbot für das System der Leichten Sprache ergeben“ (S. 21), außerdem werden Fragen in Zusammenhang mit der Satzklammer des Deutschen erläutert. Kap. 11 (Semantik) „beschreibt die Anforderungen an Leichte Sprache“ (S. 22) in Bezug auf Frames und Scripts sowie Möglichkeiten der Wiedergabe u. a. von Fiktionalität und Potenzialität und den Umgang mit Metaphern, deren generelle Vermeidung als nicht sinnvoll eingeordnet wird. Im zwölften Kapitel (Text) wird der Blick auf „Konsequenzen, die sich einerseits aus der Regelreduktion und andererseits aus den additiven Verfahren wie beispielsweise

Erläuterungen für die Textebene ergeben“ (S. 22). Auch in diesem Kapitel werden die „Leichte Sprache“-Regeln als mehrheitlich gesetzt angenommen und in ihren Folgen für die Textebene beschrieben; der Band bietet zudem Kompensationsstrategien für die angenommenen Ausdrucksverbote.

Die Unterteilung der sechs Struktur-Kapitel folgt einer linguistischen Ordnung. Die thematische Gliederung der verschiedenen Regelwerke wurde also bewusst nicht übernommen. In den Zielstellungen, die im Überblick über den Band formuliert werden, zeigt sich bereits, dass die Praxis-Regeln nicht nur gründlich reflektiert werden, sondern auch in linguistische Kategorien überführt und damit neu konzeptualisiert und fundiert werden. Es werden zudem Aspekte besprochen, die in den Regelkatalogen nicht oder nur höchst implizit zur Sprache kommen, die aus linguistischer Sicht aber relevant sind (z. B. Frames, Satzklammer, Funktionswörter). Die Beurteilungen, die in den Praxis-Regeln vorgenommen werden, vor allem die Verbote bestimmter sprachlicher Mittel, werden größtenteils übernommen, sie werden aber umfassend theoretisch eingeordnet, Kompensationsmöglichkeiten für manche Verbote werden ergänzt (z. B. bei der Beschränkung des Tempussystems) und somit die Praxis-Regeln linguistisch fundiert ausgearbeitet und durch die Differenzierung unterschiedlicher Fälle (bspw. bei der Unterscheidung von Negationsformen) manchmal auch in ihrer Pauschalität aufgeweicht. Der entscheidende Unterschied zwischen Duden-Band und Praxis-Regeln ist, dass die Praxis-Regelkataloge rein oberflächenbasiert vorgehen: Einzelne sprachliche und typografische Mittel werden pauschal verboten oder zugelassen, ohne dass (möglicherweise gar nicht vorhandene) Ausdrucksalternativen reflektiert oder der Kontext mitbetrachtet werden würde. Der Duden-Band schließt hier also eine entscheidende Lücke, nämlich die zwischen Form und Funktion: Bredel und Maaß beziehen die „Strukturelemente“ in ihrer Darstellung auf die Zielstellung von „Leichter Sprache“. Die „Kernfunktion“ bestehe darin, „geschriebene Information so aufzubereiten, dass sie auch von Leser(inne)n mit geringer Leseerfahrung und/oder Beeinträchtigungen, die das Lesen erschweren [...], selbständig rezipiert werden kann“ (S. 514). Als konstitutiv für diese Zielstellung nennen sie Verständlichkeit und Perzipierbarkeit. Die Praxis-Regeln werden in ihren Folgen für die Ausdrucksmöglichkeiten bzw. für die Texterstellung reflektiert und dargestellt. Diese Überlegungen erfolgen fast ausschließlich auf theoretischer Basis, d. h. Ergebnisse der empirischen Verständlichkeits- und Leseforschung werden kaum einbezogen. Es wird darauf hingewiesen, dass die aufgestellten Regeln eigentlich zunächst einer umfassenden empirischen Überprüfung unterzogen werden müssten, dies aber zum jetzigen Zeitpunkt nicht zu leisten sei (S. 143). Damit bleibt allerdings völlig offen, ob die beschriebenen „Strukturelemente“ und Annahmen, wie bspw. jene, dass bei literarischen Texten die ästhetische Dimension „gekappt“ werden müsse (S. 518), tatsächlich zu verständlichen Texten führen und vor allem: ob sie Teilhabe (an Literatur) gewähr-

leisten. Im Gegensatz zur Relativierung in der Einleitung wird in den einzelnen Kapiteln des zweiten Großkapitels in sehr vielen Passagen sicheres Wissen formuliert. Die Darstellung wird also nicht akzentuiert als eine (vorläufig notwendige oder vorläufig legitime) Anlehnung an Praxisannahmen, die linguistisch kommentiert werden können, deren Beurteilung aber zum derzeitigen Zeitpunkt nicht erschöpfend möglich ist. Teilweise ist von „Anforderungen“ oder „Herausforderungen“ die Rede, die beschrieben werden (S. 22), was die Gültigkeit des formulierten Wissens relativiert, an einigen Stellen wird auch explizit auf die Offenheit des Forschungsstands verwiesen (S. 415). Überwiegend jedoch bleiben die laienlinguistisch angenommenen Beschränkungen der „Leichte Sprache“-Praxis konstitutiv: Es gibt erlaubte und nicht erlaubte Konjunktionen (S. 21) und Zeichen (S. 20), allen „primären Adressat(inn)en fällt es tendenziell schwer, pronominale Anaphern aufzulösen“ (S. 143f.), „Kenntnis oder gar Beherrschung“ von Textsorten, Textmustern, Gattungen sei bei den Adressaten nicht vorhanden (S. 195f.).

Einen weiter und tiefer gehenden Überblick über einzelne Kapitel zur Struktur „Leichter Sprache“ zu geben verbietet sich angesichts der Fülle und Komplexität der dort gebotenen Informationen. Es bietet sich stattdessen ein selektiv vorgehendes exemplarisches Verfahren an, das die Kapitel des Bandes auf ihre Bedeutung für den Text als komplexes sprachliches Zeichen hin befragt.

Die Textebene hat im Vergleich zu den anderen Ebenen einen geringeren Stellenwert im Buch, wenngleich sie auch nicht außer acht gelassen wird: „Wichtigstes Instrument für eine erhöhte Akzeptanz leichter Sprache ist [...] eine Professionalisierung der Textpraxis, die darauf abzielt, hochwertige, regelkonforme und funktionale Texte vorlegen zu können, sowie eine klare Bestimmung ihres Anspruchs, der auf der Bereitstellung von Zusatzangeboten und nicht auf die Einebnung der sprachlichen Vielfalt zielt.“ (S. 55f.) Wir sehen daher im Folgenden ganz im Sinne der Autorinnen bei der Darstellung des Zeicheninventars und der kritischen Musterung der diesbezüglichen Regeln darauf, in welchen Bezug die Verwendung der Zeichen zum Textganzen gestellt wird. Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist Folgendes: Die schon zu Beginn der Textlinguistik von Hartmann geäußerte Feststellung, dass „wenn überhaupt gesprochen wird, nur in Texten gesprochen wird“ (1968: 212),¹ hat sich im Laufe der Entwicklung der Text- und Textsortenlinguistik immer mehr bestätigt. Wir gehen daher davon aus, dass der Text als das prädestinierte Mittel sprachlich-kommunikativen Handelns der übergeordnete Gesichtspunkt auch für die Regelung „Leichter Sprache“ sein muss. Das Textganze ist der Bezugspunkt für alle im konkreten Text verwendeten Zeichen; denn wir verständigen uns in und mit Texten, indem wir deren Funktion

1 Hartmann (1968: 205–222).

erkennen und alle im Text enthaltenen Zeichen (von der Typographie bis hin zur Semantik) auf diese Funktion beziehen und in diesem Bezug verstehen. Das heißt, was uns in einem Text begegnet, muss mit Blick auf seine Textrelevanz betrachtet werden. So gesehen ist Textwissen, genauer noch Textsortenwissen, in dem vorliegenden Buch, verglichen mit allen anderen Ebenen der Sprache, unterrepräsentiert. Dem entspricht, dass bei der Aufzählung der für „Leichte Sprache“ wichtigen linguistischen Disziplinen (S. 15) die Teildisziplinen Textlinguistik und Textsortenlinguistik nicht genannt werden.

Auf die Bedeutsamkeit von Textsorten wird im Buch zwar hingewiesen, sie wird aber nicht in der sonst im Buch üblichen Tiefe dargestellt, obwohl es in den Anforderungen für die Professionalisierung von Übersetzern in „Leichte Sprache“ heißt: *„Der Text muss als Vertreter einer Textsorte aufgefasst und in Bezug auf die in ihm enthaltenen Schwierigkeiten auf morphologischer, lexikalischer, semantischer, syntaktischer und textueller Ebene durchleuchtet werden.“* (S. 44) Immerhin gibt es Anfangsüberlegungen zu der Frage, wie man mit dem Wissen über Textsorten umgehen könnte. Es heißt: *„Denkbar ist jedoch, dass Vertreter einer bestimmten Textsorte möglichst ausgangstextnah übersetzt werden, um eine Einführung in Textmuster in einer Unterweisungssituation[...] zu ermöglichen. So können Leichte-Sprache-Texte zum Erlernen von Textmustern herangezogen werden, so dass zumindest Teile der Adressatenschaft ihr Textsortenwissen erweitern können.“* (S.196)

Hier fragt man sich aber, ob die skeptische Ausgangsannahme, dass die Realisierung typischer Textsortenmerkmale in „Leichter Sprache“, abgesehen von Lernkontexten, kaum möglich sei, wirklich zutrifft. Die Begründung, die „Kenntnis oder gar Beherrschung“ von Textsorten, Textmustern, Gattungen ergebe sich „aus der passiven oder aktiven Teilhabe an der allgemein- oder fachsprachlichen Schriftpraxis [...], die für die primäre Leichte-Sprache-Adressatenschaft jedoch nicht oder kaum besteht“ (S. 195f.), weckt Zweifel. Wer lesen gelernt hat, was bei Lesern, die Texte selbst rezipieren, ja der Fall sein muss, ist zwangsläufig auch mit Schriftlichkeit und Schriftpraxis (bildungs-)sozialisiert worden. Hinzu kommt, dass konventionell gestaltete Textsorten sogar ohne ausreichende Lesekompetenzen visuell erkannt werden können. Der Duden-Band hingegen macht hier einen Lösungsvorschlag, der einerseits eine starke Zuschreibung an die Adressaten enthält, andererseits aber die Anschlussfähigkeit an die ‚allgemeine Schriftpraxis‘ in den Hintergrund rücken lässt (vgl. auch S. 517).

Die in dem Band vorgestellte Untersuchung des **Zeichensystems** (S. 21ff.) reicht von bedeutungstragenden und bedeutungsunterscheidenden Zeichen über verbale, paraverbale, nonverbale bis zu ikonischen, symbolischen und indexikalischen Zeichen, d. h. es werden alle Aspekte, unter denen Zeichen und Zeichengebrauch betrachtet werden können, einbezogen: der semantische und der mediale Aspekt sowie der des Bezugs zwischen Zeichenkörper und Zeicheninhalt.

Der Überblick über die Eignung von Schriften, Schriftzeichen, Sonderzeichen, Interpunktionsarten erweist sich als ergiebig für „Leichte Sprache“. Beim Eingehen auf die Frage, welche Schrift am besten geeignet sei, wünschte man sich aber den Hinweis auf die Erfahrungen, die es besonders in der deutschen Typografie-tradition für die angemessene und klare grafische Präsentation von Inhalten gibt. Man stellt sich die Frage, ob nicht eine Einigung auf eine bereits vorliegende geeignete Schrift gefunden werden könnte, statt eine neue zu entwickeln. Weiter fragt man sich, ob es nicht möglich, ja ratsam wäre, mithilfe des Sachverständs der Experten geeignete Typografien für jeweilige Textsorten zu entwickeln. Das Buch vertritt freilich eine andere Auffassung: *„Der vielleicht wichtigste Unterschied zwischen der Typografie der Standardsprache und der Typografie Leichter Sprache ist die Reduktion der standardsprachlichen Vielfalt zugunsten eines typografischen Basisformats, das für alle Leichte-Sprache-Texte verwendet wird. Eine typografisch erzeugte Funktionsunterscheidung nach Textsorten oder -funktionen ist demnach in Leichter Sprache nicht möglich.“* (S. 266) Hier zeigt sich aus unserer Sicht ein Fehlschluss, der sich aus der schon angesprochenen Hinnahme des Regelwerks für „Leichte Sprache“ als gegeben und unumstößlich ergibt. Eine textsortenspezifische Typografie solle sich deshalb verbieten, weil es das Regelwerk so will. Inwiefern ein solches Verbot überhaupt formuliert werden kann und wieso man ihm strikt zu folgen hat, wird nicht diskutiert. Wer sagt, dass typografische Markierungen die Rezeption erschweren? Können diese Markierungen das Erkennen der Textfunktion nicht auch befördern? Dem entsprechen alle typografischen Erfahrungen der Praxis, wobei es natürlich auf die geeignete, angemessene Markierung ankommt.

Aus der Fülle der Informationen zur **Lexik** sei nur einiges herausgegriffen: Die Klasse der Inhaltswörter wird völlig zutreffend als weitgehend offen, sprachwandelintensiv, wortbildungsfreudig beschrieben. Die folgende Feststellung aber irritiert: „Gerade dieses Potential macht Inhaltswörter auch zur präferierten Zielkategorie für Manipulation (etwa in literarischen Texten).“ (S. 342) Was ist hier gemeint? Sollte an der Stelle des negativ konnotierten und vor allem im politischen Sprachgebrauch verwendeten Wortes ‚Manipulation‘ nicht besser das positiv konnotierte und assoziationsreichere Wort ‚Spiel‘ stehen? Und wäre das Verdikt von Anschaulichkeit und Konnotationen nicht noch einmal zu überprüfen? Gerade deshalb, weil die Verfasserinnen meinen, dass zu einem lexikalischen Eintrag neben phonologischen Angaben, neben Morphologie und Syntax u. a. auch die „Pragmatik (typische Diskurs- oder Textvorkommen)“ gehöre (S. 344) und „die Einebnung der sprachlichen Vielfalt“ vermieden werden müsse (S. 55). Wenn man dem zustimmt, muss man sich fragen, ob das Verbot konnotierter, stilistisch markierter, bildlicher, also „nicht lizenzierter“ Ausdrücke in „Leichter Sprache“ nicht noch mehr, als es im Buch geschieht, hinterfragt werden muss; denn gerade

solche Färbungen und Markierungen bringen Vielfalt und überdies könnten gerade sie dem Adressaten aus dem mündlichen Umgang bekannter sein als die geforderten neutralen Ausdrücke. Folgt man den Regeln der Praxis, sieht es so aus, als befände sich die Adressatenschaft „Leichter Sprache“ im luftleeren Raum, gleichsam unter der Käseglocke, als bewegte sie sich nicht in einem Umfeld, in dem Menschen ganz anders sprechen, als „Leichte Sprache“ es vorgibt. Die Menschen in der Umgebung der Adressaten verwenden möglicherweise gerade nicht das neutrale *sterben* (S. 347), sondern die derbe Wendung *ins Gras beißen* und der „Leichte Sprache“-Adressat könnte das aus dem Kontext (und weil er es vielleicht schon öfter gehört hat) entgegen aller „Leichte Sprache“-Regeln doch verstehen.

Im Sinne der Textganzheit ist es begrüßenswert, dass als „Anreicherungskriterium“ im Bereich der Pronomen die Lockerung der Anaphernvermeidung (S. 373) vorgeschlagen wird, mit der Begründung, es sei problematisch „dass ein Anapherntyp präferiert wird, der die Textkohärenz auflöst“ (vgl. S. 371 und Kap. 14, S. 532, 534): Pronomen und Satzgefüge sollten, so die Autorinnen, im Interesse der Textqualität zugelassen werden. Dem ist völlig zuzustimmen, zumal aus unserer Sicht überhaupt nicht sicher ist, dass Personalpronomen, jedenfalls in einfachen Bezügen, das Verstehen erschweren. Im Gegenteil: Jeder Sprachteilnehmer kennt den Pronomengebrauch aus dem Alltag: jedenfalls das umgangssprachliche ‚der‘ statt er. *Das hat der Meister gesagt. Der redet auch jeden Tag etwas anderes. Das muss man dem auch mal sagen.*

Zum **Tempusgebrauch** heißt es, bezogen auf die vorhandene t-Markierung: *„Markierte Aussagen sind schwerer zu verarbeiten als unmarkierte und die Auswertung von Aussagen in einem konstruierten Vorstellungsraum ist schwerer als eine Auswertung im Hier-und-Jetzt.“* (S. 325) Darauf folgt ein Plädoyer für die Formen der Tempusgruppe I (präsentisch) und der ausgesprochene Verzicht auf die Formen der Tempusgruppe II (präterital) (S. 325) mit der Begründung, dass *„der Vorteil der klaren Funktionszuteilung schwerer wiegt als der Nachteil der Reihenfolgeeffekte“*. Daher *„werden in Leichter Sprache, wenn eine Wahl besteht, grundsätzlich analytische vor synthetischen Formen bevorzugt.“* (S. 298) Das heißt, man hat keine unbegrenzte Auswahl von Tempusformen zur Verfügung, was sich auf die Textsortenmarkierung auswirkt: Sachtexte wie Protokolle und Berichte beziehen sich zwar auf den Wahrnehmungsraum, wenn damit das Hier, das allen Beteiligten Gemeinsame bzw. Bekannte gemeint ist. Sie versetzen aber in eine zurückliegende Situation. Vom ‚Jetzt‘ kann nicht mehr die Rede sein. Der Ausdruck des Zurückliegenden, Vergangenen ist für diese Textsorten einer realen Welt konstitutiv. Anders ist es bei der Textsorte Märchen. Hier geht es nicht um ein Zurückversetzen in ein Früher oder Zuvor der realen Situation, sondern es geht darum auszudrücken, dass das Erzählte „nicht von unserer Welt“ ist (Weinrich 1993: 204: „erzählte Welt“), dass etwas dargestellt wird, das außerhalb unseres Erfahrungsbereichs liegt. Das leistet im

Märchen das Präteritum. Wenn nun das Präteritum ausgeschlossen werden soll, bleibt doch die Frage, warum in Märchen in „Leichter Sprache“ das Präsens verwendet wird, die Form mit „geringsten Verstehensbarrieren“ und von „größter semantischer Reichweite“ (S. 325), aber demzufolge auch die unmarkierteste, neutralste, vgl. ‚Atemporalis‘ (S. 325). So geschieht es z. B. in den Märchenübertragungen auf der Seite http://www.ndr.de/fernsehen/service/leichte_sprache/Maerchen-in-Leichter-Sprache,maerchenleichtesprache100.html.

Warum wird nicht das Präsens Perfekt verwendet? Es ist zugegeben ebenfalls kein Tempus des Erzählens, liefert aber doch immerhin einen Verweis auf Vergangenes. Sein Einsatz böte sich als Kompromiss auch deshalb an, weil der Gebrauch des Perfekts den Adressaten aus dem mündlichen Erzählen bekannt sein dürfte. Kinder müssen zu Beginn ihrer Schullaufbahn erst lernen, dass sie im schriftlichen Erzählen in der Schule nicht das Perfekt, sondern das Präteritum zu benutzen haben.

Unter den semantischen Phänomenen jenseits des Einzelwortes (S. 431ff.) wird auch die **Metapher** behandelt. Einerseits, so sagen die Verfasserinnen, lässt sich die Regel des Metaphernverbots kognitionslinguistisch stützen. Metaphern zu erschließen kann besondere Verstehensmühen bereiten und so die Adressaten möglicherweise abschrecken oder verwirren. Andererseits, so die Autorinnen, gehören Metaphern zum Grundbestand einer Sprache und sind in vielen Fällen kaum entbehrlich. Sie belegen das mit lokalen Metaphern für temporale Konzepte (*vor drei Stunden, in drei Minuten*) und weisen auf die Notwendigkeit der Präzisierung hin. Nach dem Umgang mit Metaphern unterscheiden sie unvermeidliche, das Verstehen erleichternde und das Verstehen erschwerende Metaphern. Hier könnte man noch eine Präzisierung nach dem Grad der Habitualisierung anschließen und nach lexikalisierten und lebendigen Metaphern unterscheiden. Die Unterscheidung von lexikalisierter, d. h. verblasster Metapher (z. B. *Tischbein, Berg von Arbeit*) und lebendiger Metapher als metaphorischer Neubildung, deren Bildhaftigkeit am Anfang des Gebrauchs noch bewusst ist (z. B. *cloud, Speicherwolke*), könnte für den Einsatz in „Leichter Sprache“ von Nutzen sein. Lexikalisierte, verblasste Metaphern werden, sofern sie in den Erfahrungsbereich der Adressaten gehören, kaum Schwierigkeiten bereiten. Das trifft natürlich auf die von den Autorinnen genannten lokalen Metaphern für temporale Konzepte wie *vor drei Stunden, in drei Minuten* zu. Diese bedürfen daher, wenn es um „Leichte Sprache“ geht, keiner Erörterung. Ihr Gebrauch wird nie irritieren. Ein anderer, scheinbar eher bedenklicher Fall sind z. B. die im Sprachgebrauch einer Werkstatt üblichen habitualisierten Metaphern wie *Fuchsschwanz, Säbelsäge* für verschiedene Arten von Sägen, *Maulschlüssel, Gabelschlüssel* für verschiedene Arten von Schraubenschlüsseln, um nur einige Beispiele zu nennen – alles Ausdrücke, deren durch ein Bild vermittelte Bedeutungen gar nicht entschlüsselt werden müssen. Wie alle anderen Wortbedeutungen auch

werden sie von denjenigen, die mit ihnen umgehen, im Gebrauch erlernt. Das geschieht in der Regel, da es sich ja um konventionalisierte Zeichen handelt, ohne je über die Bedeutung bzw. die Art ihrer Versprachlichung nachgedacht zu haben. Geschieht dies – selten genug – doch, findet ein Akt der Demotivation statt. Derjenige, dem das passiert, tritt aus dem Zustand der Unreflektiertheit, d. h. des routinierten Gebrauchs von Zeichen, in den der Reflektiertheit, d. h. des bewussten Gebrauchs. Diese sehr seltenen Situationen können im Kontext der „Leichten Sprache“ vernachlässigt werden, zumal die Frage, ob die Adressaten beim Erlernen des Ausdrucks das Bild überhaupt entschlüsseln, für das Verstehen nicht relevant ist. Auch andere Sprachbenutzer tun das nicht. Was die „Leichte Sprache“-Regel-Schreiber beim Metaphernverbot vermutlich wirklich im Blick hatten, sind neu gebildete Metaphern wie z. B. *Netzwerk (Leichte Sprache), im Netz surfen, Cloud* (wobei interessant ist, dass die Vokabel *Netzwerk* zum Grundbestand der Kommunikation im Bereich Leichte Sprache gehört). Solche Metaphern sind tatsächlich ein anderer Fall. Auf sie einzugehen wäre wichtig und sie vom Gebrauch auszuschließen könnte nahe liegen. Allerdings sollte aber selbst bei neueren Metaphern, so meinen wir, das Metaphernverbot nicht uneingeschränkt gelten. Auch hier ist der Einzelfall zu prüfen. Was nämlich nicht ausgeklammert werden sollte, ist die Befriedigung, die das Finden und Verstehen eines treffenden Bildes vermittelt. Es müsste allerdings überlegt werden, wie es auch die Verfasserinnen tun (S. 476), ob anstelle der Metapher die ohnehin häufiger auftretende Figur des expliziten Vergleichs gebraucht werden sollte. Das könnte das Verstehen tatsächlich erleichtern; denn die Vergleichspartikel würde den Status des Übertragenen verdeutlichen. Ein Beispiel: Wenn ein Prüfer aus dem „Netzwerk Leichte Sprache“ im Interview sagt: „*Ich bin im Netzwerk Leichte Sprache Gründungsmitglied [...] Ich bin so etwas wie der Großvater der Leichten Sprache in Deutschland*“, ² so wählt er ein wirklich anschauliches, zudem humorvolles bzw. vertrautes Bild für den Status, den er sich zuschreibt. Dieses nicht habitualisierte Bild wird niemandem Verstehensschwierigkeiten bereiten, zumal es in Form des Vergleichs mit dem Ausdruck *so etwas wie* formuliert wurde.

Die linguistischen Grundlagen, die zur Beschreibung der Texte herangezogen werden, betreffen vor allem die Merkmale der Textualität (v. a. Brinker), der Bereich der Textsorten bleibt aber weitgehend ausgeklammert. Blicke man beim prototypischen Denken, das bei der Betrachtung der Semantik als konstitutiv

2 Interview mit Josef Ströbl. In: <http://www.lvz.de/Specials/Themenspecials/Campus-Online/Lehre&Forschung23.Juni2015>.

betrachtet wird, so käme man zu der Einsicht (Adamzik 2016),³ dass auch in den die Textsorten prägenden Textmustern prototypische, d. h. eine Textsorte signalhaft anzeigende Elemente festzustellen sind. Sie allein können bereits zum Erkennen einer Textsorte führen. Sie sind ebenso im Bereich der Typographie (Gestaltung eines Nachrichtentextes, Plakatstruktur oder Strukturierung eines Geschäftsbriefs) vorhanden wie in der Grammatik (unpersönliche, passivische Ausdrucksweise in Amtstexten) und in der Wort- und Wortgruppenverwendung (Fachwörter, feste Wendungen: *Hiermit teile ich mit, Im Namen des Volkes, Es war einmal*) wie beim Rhythmus (Märchen, Evangelientexte). Es ist aus unserer Sicht nicht von vornherein festzulegen, dass angesichts der mangelnden Lesekompetenz der Adressaten der Bezug auf Textsorten nicht gegeben, jedenfalls nicht immer möglich ist. Gerade in Zusammenarbeit mit Typografen, indem diese nicht ein typografisches Basisformat wählen, sondern einfache aber textsortenspezifische Layouts entwickeln, könnten zusammen mit der im Buch eingeforderten Nennung der Textfunktion zu Beginn eines Textes (vgl. S. 488) Einstiegserleichterungen geschaffen werden. Die Annahme, dass die Vielfalt der Textsorten, Stile und Register zunächst einmal nicht direkt mit Verständlichkeit zu tun habe (vgl. S. 45), ist noch zu überprüfen. Wenn man, wie es pragmatische und semiotische Stilauffassungen vertreten, der Form der Zeichen, speziell deren Konnotationen, auch eine Bedeutung für den Text beimisst, müsste man sich um deren Beibehaltung auch in „Leichter Sprache“ bemühen. Färbungen wie Freundlichkeit, Strenge, Distanz vermitteln Einstellungen zum vermittelten Gegenstand wie zum Leser, die für das Verstehen der Botschaft des Textes erheblich sein können. Wieso sind neutrale Wörter immer leichter zu verstehen als konnotierte (S. 347)? Gilt nicht auch hier in vielen Fällen, dass die sprachliche Sozialisation die Adressaten gerade mit konnotierten Wörtern längst bekannt gemacht haben kann, ehe sie die neutralen lernen?

Zum Abschluss dieses selektiven, sich am **Text als komplexen sprachlichen Zeichen** orientierenden exemplarischen Überblicks über das Großkapitel II sei noch einmal auf die zentrale Größe, den Text, eingegangen. Die Verfasserinnen konzentrieren sich bei ihren Textbezügen auf Sachtexte. Nach Adamzik (2004: 64ff.),⁴ die fünf Arten von Textwelten unterscheidet, entspricht das der *Standardwelt*: „Sie umfasst all das, was in größtmöglichem gesellschaftlichen Konsens als ‚Realität‘ akzeptiert wird.“ (ebd.: 63). Die Standardwelt, in der es um das Lösen lebenspraktischer Probleme geht, ist der Bereich, in dem Eindeutigkeit und Funktionalität, die die Bemühungen um „Leichte Sprache“ bisher vor allem im Blick

3 Adamzik (2016).

4 Adamzik (2004).

haben, am ehesten umgesetzt werden können. Hier kann auch noch relativ klar festgelegt werden, was an Inhalten übernommen werden muss, worauf verzichtet werden kann. Viel schwerer ist das bei Texten aus der Welt der Literatur (*Welt des Spiels, der Fantasie*) und der Welt der Religion (*Welt des Übernatürlichen*, in der es um Glauben und Handeln im Sinn des Glaubens geht), in denen die Standardwelt überschritten wird und formal-ästhetische Äquivalenz ihren unentbehrlichen Platz hat (S. 196, vgl. auch Kap. 13). Eindeutigkeit ist hier nicht das Maß der Dinge. Verzichtete man auf diese Texte, fände eine Reduktion der Erlebniswelt des Adressatenkreises auf das Faktische statt und alles darüber Hinausgehende bliebe den Adressaten verschlossen. Auch für Menschen mit Behinderung, beispielsweise mit Lernschwierigkeiten, sollten aber ästhetische Freude an literarischen Texten und spirituelles Erleben beim Lesen religiöser Texte möglich sein, wobei natürlich Grenzen durch die Komplexität der Texte gesetzt sind. Gut möglich ist aber das Übertragen von kurzen, wenig komplexen Texten wie z. B. Märchen und (handlungsreichen) Evangelientexten. Mit einfachen Mitteln ließe sich ein Teil der für ihr Verstehen notwendigen Form, ihres Sprachgestus also, bewahren. Beim Märchen lässt sich aus unserer Sicht mit Blick auf die Märchenforschung sagen, dass drei Elemente unbedingt vorhanden sein sollten, wenn man den Charakter der Märchen in der Grimmschen Fassung wahren will: die Einleitungsformel, das Vergangenheitstempus (Perfekt?) und der Rhythmus. Damit bereits könnte der ursprüngliche Textcharakter und so das Anliegen des Märchens gewahrt bleiben. Die Formel ist das kulturell verfestigte Signal für den Märchencharakter und stellt auf die besondere Rezeption eines solchen Textes ein. Es ist nicht einzusehen, warum man sie weglassen sollte. Wie alle Formeln des Alltags (*Guten Tag, Mahlzeit, Bis später*) markiert sie eine bestimmte Situation, hier den Anfang einer Geschichte. Die Vergangenheitsform steht für etwas Abgeschlossenes (s. o.) und markiert im Kontext der Handlung, dass das Erzählte „nicht von unserer Welt“ ist (Weinrich 1993: 204: „erzählte Welt“). Der Rhythmus steuert den Erzählfluss des Märchens und macht aus dem Text eine strukturierte, eingängige Ganzheit. Lösener (2014) weist (mit Blick auf didaktische Aspekte) darauf hin, dass es auch in Prosatexten sinnformende Sprechbewegungen gibt. D. h. Sinn und Wirkungspotenz eines Textes werden auch beim Lesen (hier: eines Märchens oder eines Evangelientextes) über die rhythmische Gestaltung (mit)erfasst. Diese gewährleistet außerdem Memorierbarkeit und stützt den Leseprozess. Daher dürfte aus unserer Sicht der Rhythmus keine Überforderung sein, sondern könnte das Erfassen des Textes erleichtern (Lösener 2014: 66f.).⁵ Auf die Unterstützung, die ein gut rhythmisierter Text für Lesen und Verstehen geben kann, weist Lösener auch mit Bezug auf den Prozess

5 Lösener (2014: 67–76). Vgl. auch Lösener (1999).

des Lesenlernens hin. Natürlich steht das in deutlichem Widerspruch zur bisherigen Gestaltung von Texten in „Leichter Sprache“. Damit sollte man sich aber nicht abfinden. Hinweise dazu geben die Autorinnen bereits, wenn sie die strikte Einhaltung der Regeln, z. B. die strikte Anaphernvermeidung (S. 373), infrage stellen.

4 Umgang mit dem Stigmatisierungsproblem

In Großkapitel I (Konzept und Funktion) wird „Leichte Sprache“ im Varietätengefüge verortet (Kap. 1.1). Dabei kommt die Rede auf die Ähnlichkeit mit sog. Xenolekten: „Modifikationsstrategien“, die „einseitig vom Muttersprachler gegenüber Nichtmuttersprachlern verwendet“ werden und „ein ausgeprägtes Potential auf[weisen], den Gesprächspartner zu diskriminieren“ (S. 26). Die genannten Überschneidungen liegen, so die Autorinnen, in der Art der Modifizierungsprozesse, darunter Vereinfachungs- und Verdeutlichungsprozesse, Ausdrucksweisen, die die Einstellung zum Adressaten deutlich machen sowie Einebnungsprozesse in Richtung Standard (S. 27f.). Zudem verfolgten sowohl Xenolekte als auch „Leichte Sprache“ die Ziele Verständlichkeit und Perzipierbarkeit (S. 29). Der Unterschied liege jedoch darin, dass „Leichte Sprache“ die Grenze der Agrammatikalität nicht überschreite und zudem „durch ein umgrenztes Regelsystem bestimmt und damit als Varietät auch sprachlich viel genauer beschreibbar“ sei; es sei zudem möglich, dass sich „weitere vereinfachte Varietäten“ für den heterogenen Adressatenkreis „Leichter Sprache“ herausbildeten (S. 29). Der Verweis auf „weitere vereinfachte Varietäten“ ist vermutlich als Verweis auf die Vorläufigkeit der „Strukturbeschreibungen“ im Buch gemeint; ob „Leichte Sprache“ durch ein „umgrenztes Regelsystem“ bestimmt bzw. bestimmbar ist und in welcher Weise, wird Gegenstand zukünftiger Forschung sein. In Kapitel 1.2 „Sprachbewertung: Leichte Sprache als Provokation und Stigma“ setzt sich der Band ausführlich mit der öffentlichen Wahrnehmung auseinander. Es werden negative Zuschreibungen zusammengefasst, die in gewisser Weise tatsächlich dazu führten, dass „Leichte Sprache“ zum Stigma würde (S. 51). Die angeführten Punkte beziehen sich allerdings ausschließlich auf Zuschreibungen in Bezug auf die adressierten Leser: „Wer diese Texte benötigt, 1. kann kaum lesen; 2. kann möglicherweise nicht „richtig“ Deutsch, 3. kann nicht an fachlichen Diskursen teilnehmen und gehört zu keiner dieser hoch valorisierten Gruppen; [...] 5. kann die Schönheit und Komplexität der Sprache nicht erfassen; 6. gefährdet die deutsche Sprache“ (S. 51). Was hingegen nicht reflektiert wird, ist, wovon Assoziationen und Zuschreibungen dieser Art genau hervorgerufen werden: von bestimmten sprachlichen und typografischen Mitteln oder ihrem spezifischem Zusammenspiel, was eben dazu führt, dass den Texten in der Wahrnehmung wenig Sozialprestige zugeschrieben wird (übrigens auch seitens

der Adressaten selbst). Ein Beispiel wird an anderer Stelle genannt: Das Genitivverbot werde „praktisch immer als Erstes aufgegriffen [...], um die Leichte Sprache zu diskreditieren“, es werde hier ein ästhetisches Problem gesehen (S. 534f.). Zu klären wäre hier, welche Verstehensschwierigkeiten der Genitiv hervorruft und ob diese das Verbot rechtfertigen. Möglicherweise wäre eine kontextabhängige Abwägung effektiver als eine strikte Regulierung. Auf dem jetzigen empirischen Stand der Forschung mit den Adressatengruppen lassen sich zum Genitiv keine gesicherten Aussagen treffen. Die Probleme werden also im Band deutlich angesprochen, das Problem des Exklusionspotenzials „Leichter Sprache“ wird allerdings in den Empfehlungen nicht konsequent berücksichtigt. Der tendenziell affirmative Umgang mit den Praxisregeln und die Annahme ihrer prinzipiellen Gültigkeit (S. 14) bringen es mit sich, dass diese Problematik auch nur unzureichend bearbeitet werden kann. Der Duden-Band spricht das Stigmatisierungsproblem deutlich an und versucht auch, es zu überwinden, sucht aber nicht konsequent Wege, um es aufzulösen oder zu umgehen. Die Autorinnen unternehmen den Versuch einer expliziten Positivbesetzung: „Wichtigstes Instrument für eine erhöhte Akzeptanz Leichter Sprache ist [...] eine Professionalisierung der Textpraxis, die darauf abzielt, hochwertige, regelkonforme und funktionale Texte vorlegen zu können, sowie eine klare Bestimmung ihres Anspruchs, der auf die Bereitstellung von Zusatzangeboten und nicht auf die Einebnung der sprachlichen Vielfalt abzielt“ (S. 55f.). Zudem wird die Hoffnung geäußert, dass „die Regulierung der Sprache auf wissenschaftlicher Grundlage“ Diskriminierung und Stigmatisierung entgegen wirken kann (S. 59). Sie haben vollkommen Recht damit, dass an der Positivbesetzung aktiv gearbeitet werden muss, Professionalisierung ist dabei ein zentrales Element. Dass enge, fixierte Normen helfen können, weckt Zweifel. Das Stigmatisierungspotenzial auf eine mangelhafte, ‚unwissenschaftliche‘ Umsetzung zu reduzieren, greift aber in jedem Fall zu kurz (vgl. auch S. 49).

Das Problem der Exklusion wird in gewisser Weise sogar noch dadurch verstärkt, dass die Autorinnen (vgl. S. 175ff.) es ablehnen, die Zielgruppen im Sinne der Qualitätssicherung in den Texterstellungprozess einzubeziehen. Zumindest aber werden Möglichkeiten, diese Zuschreibungsprozesse auf längere Sicht abzumildern, nicht genutzt. Das bedeutet nicht, dass die derzeitige Praxis des „Prüfens“ uneingeschränkt funktional wäre, Bredel und Maaß kritisieren dies zu Recht (S. 178). Auf der anderen Seite sind in anderen Bereichen, bspw. bei Soft- und Hardware oder Anleitungen, Usability-Tests oder Probetestungen völlig selbstverständlich, so dass es bei einem so anspruchsvollen Gebiet wie zielgruppenangemessenen Texten gerade wegen der Heterogenität der Adressatenkreise (und der Nichtverfügbarkeit einer ausreichenden Wissensbasis) fruchtbar erscheint, solche Überprüfungen gezielt und durchdacht durchzuführen. Hier besteht ebenfalls noch großer Forschungsbedarf.

5 Adressatengruppen

Im Buch wird an verschiedenen Stellen auf die Heterogenität der Adressatengruppen „Leichter Sprache“ hingewiesen. Dem Kapitel zu den Zielgruppen kommt auch deshalb eine zentrale Bedeutung zu (Kap. 5). Zudem gibt es eine Reihe von Begriffsunklarheiten, deren Klärung der Duden-Band angeht. Bredel und Maaß unterscheiden zwischen sog. primären Adressaten, die typischerweise als Zielgruppen für „Leichte Sprache“ angegeben werden, sekundären Adressaten, d. h. Lesern, die auf „Leichte Sprache“-Texte stoßen ohne auf sie angewiesen zu sein, und sog. Experten, die auf Texte in „Leichter Sprache“ zurückgreifen, um mit Primäradressaten zu interagieren (S. 139). Der Band legt mit dieser Unterscheidung eine differenzierte Beschreibung der möglichen Rezeptions- bzw. Verwendungszusammenhänge vor, mit denen entsprechend unterschiedliche Kommunikationsbedingungen und -erfordernisse einhergehen (vgl. Kap. 6.9). Er bietet zudem eingehende Beschreibungen der einzelnen Zielgruppen, wobei auch Personenkreise plausibel eingeführt sind, die von den gängigen Regelkatalogen nicht explizit als Adressatenkreise genannt werden (bspw. Hörgeschädigte, Aphasiker). In diesem Zusammenhang verweisen die Autorinnen auch auf die offenen Fragen im Feld „Leichte Sprache“: „Im Grunde müssen die aufgestellten Regeln und Vertextungsstrategien in Studien mit allen primären Adressatengruppen überprüft werden, was eine komplexe und langwierige Forschungsaufgabe darstellt“ (S. 143). Es wird zudem auf Unterschiede bezüglich der Permanenz von lese- bzw. sprachbezogenen Einschränkungen zwischen den Zielgruppen verwiesen (bspw. Menschen mit geistiger Behinderung vs. DaF/DaZ-Lerner), und es wird die Möglichkeit einer Ausdifferenzierung der sprachlichen Prinzipien auf Basis weiterer Forschung erwähnt. Die Zielgruppenbeschreibungen u. a. zu Hörgeschädigten und Demenzerkrankten bieten einen guten Überblick über Eigenschaften und Herausforderungen in Bezug auf „Leichte Sprache“. Die Abschnitte, in denen versucht wird, Lernschwierigkeiten und geistige Behinderung voneinander abzugrenzen und zu definieren, tragen allerdings eher zu weiterer (Begriffs- und Konzept-)Verwirrung bei. Die Schwierigkeiten, die durch unterschiedliche Bezeichnungen, aber auch durch den Wandel von Konzepten in der Sonderpädagogik bestehen, werden bereits seit geraumer Zeit in der Forschung reflektiert. Eine einheitliche Begriffsverwendung hat sich dabei bisher nicht herausgebildet. Sowohl *innerhalb* der sonderpädagogischen Teildisziplinen, als auch zwischen den Teildisziplinen, die sich mit Pädagogik bei Lernbeeinträchtigung und Pädagogik bei geistiger Behinderung beschäftigen, existieren unterschiedliche, semantisch nicht unbedingt deckungsgleiche Bezeichnungen. Gleiche Ausdrücke werden mitunter unterschiedlich verwendet. Die Definition, die im Duden-Band vorgenommen wird, ist vor allem deshalb problematisch, weil sie zum einen nicht an die terminologischen

Reflexionen der Geistigbehindertenpädagogik anknüpft, zum anderen aber vor allem die Begriffstradition der „Leichte Sprache“-Praxis ignoriert: Dort ist der Ausdruck (Menschen mit) *Lernschwierigkeiten* – bei aller politischen Motivlage, auf die Bredel und Maaß zu Recht hinweisen – ganz klar die (aus dem Englischen kommende und deshalb begrifflich tendenziell weiter gefasste) Alternativbezeichnung für (Menschen mit) geistiger Behinderung. Die Bezeichnung *Lernschwierigkeiten* mag insofern, wie es Bredel und Maaß darstellen, aufgrund verschiedener Verwendungsbereiche begrifflich unscharf sein. Das trifft aber auf alle Bezeichnungen in diesem Feld zu und hat zumindest *auch* mit dem Phänomenbereich selbst zu tun, der nun einmal in hohem Maße Unschärfen mit sich bringt. Im Bereich „Leichte Sprache“ ist die Referenz des Ausdrucks *Menschen mit Lernschwierigkeiten* vergleichsweise klar. Darauf im Band nicht hinzuweisen, schafft eher neue Verwirrung, zumal der Begriff in dieser Bedeutung wohl weder aus der Praxis noch aus der Sonderpädagogik so bald verschwinden wird.

6 Vor- und Nachteile der Orientierung an der Praxis

Der Darstellungsmodus, der ein festes und keineswegs vorläufiges Konzept formuliert, zieht sich – trotz einleitender Relativierung – durch den gesamten Band. Teilweise wird sogar sehr ausdrücklich auf eine sichere Wissensbasis verwiesen, die in dieser Form eigentlich nicht vorhanden ist: „Wir sind demnach in der glücklichen Lage, auf der Basis von theoretisch und empirisch gedeckten Erkenntnissen generalisierungsfähige Aussagen darüber machen zu können, wann ein Text Verständlichkeits- und damit Verstehenskriterien genügt.“ (S. 179) Die Frage, die sich an diese Problematik anschließt, betrifft dabei keineswegs nur die Gültigkeit einzelner Prinzipien bzw. „Regeln“, sondern auch die Grundausrichtung des Ansatzes „Leichte Sprache“: Der Vorschlag von Bredel und Maaß orientiert sich eng an dem, was da ist. Aspekte, die in der Forschung stark gemacht wurden, bspw. in der empirischen Verständlichkeitsforschung, spielen demgegenüber eine fast untergeordnete Rolle.

Der Vorteil eines an den Regeln orientierten Zugangs ist, dass der Wissenstransfer aus Sicht der Praxis erleichtert wird: der Anschluss an bereits vorhandene Wissensbestände wird erleichtert. Der Band hat oftmals auch den Charakter einer einführenden Darstellung in Teilgebiete der Linguistik. Er leistet in dieser Hinsicht einen Beitrag zur Professionalisierung der Praxislandschaft und wird damit seinem Anspruch als Orientierungswerk gerecht. Ein Nachteil des nachdrücklichen Anschlusses an Perspektiven und Konzeptualisierungen, wie sie in den Regelkatalogen zum Ausdruck kommen, ist, dass bestimmte Probleme, die von Bredel und Maaß durchaus gesehen und auch kritisch eingeordnet werden, unbewusst fortgesetzt

werden: „Leichte Sprache“ bleibt im Duden-Band in hohem Maße eine Zuschreibung an die Adressatengruppen. Es wird dabei mehrheitlich ungeprüft von der Funktionalität sprachlicher und typografischer Mittel ausgegangen, die als potenziell stigmatisierend gelten müssen (s. Kap. 1.2). Durch die Konzeptualisierung als regulierte Varietät werden bestimmte sprachliche Merkmale als zulässig gekennzeichnet und andere nicht. Die Empfehlungen in den einzelnen Kapiteln werden zwar differenziert, letztlich handelt es sich aber auch um (wenngleich linguistisch strukturierte) Generalisierungen, deren Folgen insbesondere in sozialer Hinsicht kaum reflektiert werden. Das gilt beispielsweise für die Empfehlung einer generellen Orientierung an konzeptioneller Mündlichkeit (S. 31, 517). Dies kann für bestimmte sprachliche Merkmale und für bestimmte Texte durchaus ein angemessener Weg sein, aber als generelle Orientierung hat es Exklusionspotenzial.

Der Duden-Band lässt offene Fragen nicht unausgesprochen. Komplexitätsreduktion ist zudem für einen Band, der sich auch an die Praxis richtet, unumgänglich. Im Sinne des Wissenstransfers in die Praxis ist es wünschenswert, dass Bewertungen und Empfehlungen deutlich ausgesprochen werden. An etlichen Stellen erscheint die Darstellung im Band dennoch problematisch, da die Bewertungen forschungsseitig einfach zu wenig gedeckt sind. Im gesamten Band wird der wissenschaftliche Anspruch der Darstellung deutlich. Wer zu diesem Buch greift, sucht eine sehr ausführliche, fundierte und differenzierte Einordnung des „Phänomens“ aus linguistischer Sicht. Der Band hätte daher nicht an Bedeutung verloren, wenn er die Sicherheit des dargestellten Wissens bei den einzelnen Themen stärker relativiert hätte. Im Gegenteil: Er hätte durch diese Darstellung sogar noch mehr gewonnen. Auch für interessierte Praxis-Akteure, die sich dieser anspruchsvollen Lektüre widmen, ist es von Bedeutung, Probleme ohne eindeutige Lösungen und offene Fragen zu kennen oder genauer zu erfahren, von welchen Faktoren es abhängt, ob die Vermeidung eines Phänomens in dem einen Fall sinnvoll erscheint, in einem anderen aber gerade nicht. Entsprechende Differenzierungen werden vorgenommen, bspw. bei den Negationsformen, aber auch hier bleibt die Darstellung notwendig die Beantwortung der Frage schuldig, ob die einzelnen Negationsformen für die verschiedenen Lesergruppen überhaupt ein Problem darstellen und in welcher Weise. Der Duden-Band durchaus auf offene Stellen hin, es sind allerdings deutlich mehr Phänomene und grundsätzliche Aspekte betroffen, als insgesamt deutlich gemacht wird.

7 Schluss/Fazit

Unser Fazit: Das Buch leistet wichtige Grundlagenarbeit, d. h. es bietet einen Überblick darüber, welch erstaunlich vielfältiges Wissen es in der Linguis-

tik und in Nachbardisziplinen gibt, das sich – wenn auch nicht für diesen Gegenstand entwickelt – so doch für die Auseinandersetzung und den Umgang mit „Leichter Sprache“ anbietet. Die Anwendung auf den Gegenstand „Leichte Sprache“ wird – immer vor dem Hintergrund der vorhandenen Regelwerke – daraufhin kritisch geprüft, ob und inwieweit dieses Wissen für „Leichte Sprache“ geeignet ist. Gesichertes Wissen wird also aus einer neuen Perspektive betrachtet. Wie das gesicherte Wissen über „Leichte Sprache“ tatsächlich wirksam werden kann, muss durch die künftige Praxis und Forschung, der das Buch als hervorragende Basis dienen kann, erprobt werden. Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um eine neue Art von Duden: Er zeigt ein Wissensreservoir mit Übertragung auf ein neues Wissensfeld auf und weist somit auf neue Perspektiven für eine zukünftige Anwendung hin.

Literatur

- Adamzik, Kirsten (2004): Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen
- Adamzik, Kirsten (2016): Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven. Berlin. Boston
- Hartmann, Peter (1968): Zum Begriff des sprachlichen Zeichens. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 21 (1968). Berlin. New York, S. 205–222
- Löseener, Hans (1999): Der Rhythmus in der Rede. Tübingen
- Löseener, Hans (2014): Die Ohren lesen mit. Didaktische Hinweise für die Arbeit in Lesefördergruppen. In: Erfolgreiche Leseförderung im Leseclub. Ein Handbuch für Ehrenamtliche. Herausgegeben von der Stiftung Lesen. Mainz, S. 67–76